

# Biographien ehemaliger Waldorfschüler

by  
Margarethe Mehren

## **“Wo aber Gefahr ist, wächst das Rettende auch.”**

Dieses Hölderlin-Wort hat für mich im Laufe meines Lebens immer tiefere Bedeutung angenommen, und so soll es diesem biographischen Versuch vorangestellt sein.

Ich wurde am 21. Mai 1933 in Stuttgart geboren. Mein Vater, Ernst Mehren, stammte aus Bendorf bei Koblenz am Rhein. Er wäre gerne Musiker geworden, musste aber Kaufmann werden, in der Hoffnung, später das Geschäft seines Vaters zu übernehmen. Der Erste Weltkrieg, an dem mein Vater als junger Kriegsfreiwilliger teilnahm, und die darauf folgende Weltwirtschaftskrise bereiteten den Plänen ein Ende, die elterliche Spedition am Rhein übernehmen zu können. Ein kleines Lebensmittelgeschäft war alles, was übrig blieb. Er liess sich in Stuttgart nieder, wo er auf einer Geschäftsreise meine Mutter kennengelernt hatte. Spätere Versuche, ins Rheinland zurückzukehren und sich dort selbständig zu machen, scheiterten immer daran, dass meine Mutter es nicht übers Herz brachte, Stuttgart zu verlassen und ins Rheinland zu ziehen. Alle paar Jahre wurde ein Umzug ins Rheinland geplant, wir Kinder verabschiedeten uns schon von unseren Kameraden, manchmal stand schon fast der Möbelwagen vor dem Haus, und dann kam es im letzten Augenblick doch nicht zum Umzug. Das bewirkte in mir schon früh ein Empfinden dafür, gleichsam auf Abruf zu leben.

Meine Mutter war Melanie Mehren, geborene Klemm, zwar in Ludwigsburg geboren, aber in Stuttgart aufgewachsen. Sie malte und zeichnete gut, interessierte sich für Kunst und Literatur. Als Hausfrau fühlte sie sich sicher nicht ausgefüllt. Das Leben in der kleinen Mietswohnung, in einem Haus, in dem neun Familien wohnten, war in sich schon belastend. Ich hörte immer wieder die Erwachsenen sagen, “wenn ich nur dieses oder jenes getan hätte,...wenn ich nur damals diese Gelegenheit benützt hätte, dann...” Würde es mir auch so ergehen? Was musste man tun, um dem zu entgehen? Einmal fragte ich meine Eltern, wer Gott ist, und ob es ihn gibt. Ich hatte andere Kinder auf dem Schulweg davon sprechen hören. Ich bekam zur Antwort, das könne niemand wissen. Vielleicht gäbe es so etwas wie ein höheres Wesen, vielleicht auch nicht. Das befriedigte mich nicht. Aber ich stellte diese Frage nie wieder. Wenn die Erwachsenen dies nicht wussten, musste

ich es eben selber herausfinden. Ich begann alle Bücher zu lesen, die ich bekommen konnte.

In vielem orientierte ich mich am Beispiel meines um fünf Jahre älteren Bruders, den ich sehr bewunderte. Als er ins Gymnasium ging, stand für mich fest, dass ich das auch tun würde. Und als ich entdeckte, dass er Gedichte schrieb, fing ich mit neun Jahren auch an, Gedichte und kurze Geschichten zu schreiben. Meine Schulaufsätze betrachtete ich mehr und mehr als Übungen für einen zukünftigen Beruf als Schriftstellerin. Es löste meine ersten kindlichen Berufstraum ab. Ich hatte zuvor Schäfer auf der Schwäbischen Alb werden wollen, seit ich bei einem Ausflug auf die Teck einem Schäfer mit seiner Herde begegnet war und mich mit ihm und den Tieren angefreundet hatte.

Dass ich im Jahr der Machtergreifung Hitlers geboren war, hat die ersten 12 Jahre meines Lebens entscheidend geprägt. Ich war in meiner Umgebung ganz dem Einfluss der nationalsozialistischen Propaganda ausgeliefert und lernte kaum etwas anderes kennen. Meine Eltern gehörten ursprünglich der Evangelischen Kirche an, müssen aber wohl bald nach meiner Geburt aus der Kirche ausgetreten sein, und so wuchsen mein Bruder Günther und ich ganz religionslos auf. Hitlers Propaganda, aber auch persönliche Enttäuschungen und Missverständnisse haben offenbar zum Kirchenaustritt meiner Eltern geführt. Ihre Erfahrung des Ersten Weltkrieges und die Ereignisse der darauf folgenden Jahre haben meine Eltern wohl anfällig gemacht für die Versprechungen des Hitler-Regimes. Mein Vater wurde "Blockleiter" in der NSDAP.

Meine Kindheit war überschattet von den Spannungen in der Ehe meiner Eltern und sehr bald auch von den Kriegsjahren und den Bombenangriffen auf Stuttgart. Mein Bruder wurde kaum 15-jährig als Luftwaffenhelfer eingezogen, und für mich gab es auch bald darauf die erste einschneidende Veränderung durch die Kinderlandverschickung.

Nach vier Jahren Grundschule war ich auf meinen eigenen sehr bestimmten Wunsch hin in die damalige Uhlandoberschule aufgenommen worden, die anfänglich noch in den Räumen der von Hitler geschlossenen Waldorfschule an der Uhlandshöhe untergebracht war. Die Aufnahmeprüfung für die Oberschule hatte ich dort in einem Klassenzimmer der grossen Hofbaracke geschrieben! Damals deutete nichts darauf hin, dass ich einmal fünf entscheidende Jahre meines Lebens an diesem Ort verbringen würde.

Bald darauf zogen die Klassen um und wurden der Mörike-Oberschule in Stuttgart-Heslach angegliedert, und wiederum nur einige Monate später kam es im Winter 1943 zur Evakuierung der Stuttgarter Schulen. Unsere Klassen wurden nach Freudenstadt im Schwarzwald verlagert. Diese Stadt war zur internationalen Rote-Kreuz-Stadt erklärt (viele Lazarette befanden sich dort) und galt daher als sicherer Ort für evakuierte Schulen.

Ich war inzwischen ein Jungm del geworden, trug stolz meine Uniform und war bedingungslos bereit, dem "Führer" zu folgen, bereit mein Leben für ihn und für Deutschland hinzugeben, wenn es eine Gelegenheit dazu geben würde! Erst nach Kriegsende erfuhr ich, dass ich auf der Liste stand für die Aufnahme in eine Schule für nationalsozialistischen Führungsnachwuchs. Mein Bruder war inzwischen als Flakhelfer einer Fliegerabwehrstellung im Elsass zugeordnet worden. Unsere Eltern waren allein in Stuttgart zurückgeblieben.

Mich hatte eine Familie mit drei kleinen Kindern aufgenommen, deren Vater als Soldat in Russland war. Die junge Mutter, eine tiefgl ubige evangelische Frau, nahm mich ganz selbstverständlich zu ihren eigenen drei Kindern auf. Jeden Abend betete sie mit den Kindern. Das war für mich etwas ganz Neues. Es machte mich sehr verlegen. Ich wusste nichts damit anzufangen. Sie liess mich gewähren und nahm mich so an wie ich war. Ich fühlte mich wohl in ihrer Nähe, vermochte es aber nicht auszudrücken. Schliesslich gelang es ihrer herzhaften Güte, mich aufzutauen. Leider dauerte meine Zeit in ihrer Familie nur wenige Monate. Die Nachricht, dass ihr Mann als vermisst gemeldet worden sei, traf sie schwer und löste eine gesundheitliche Krise aus. Sie kehrte mit ihren Kindern auf den elterlichen Bauernhof zurück und ich kam in ein anderes Quartier.

Wenn wir Schülerinnen nicht in der Schule waren oder bei den gemeinschaftlichen Mahlzeiten (wir wohnten nur bei unseren "Quartierfamilien," hatten aber Gemeinschaftsverpflegung), dann hatten wir "Dienst," werktags wie sonntags, und waren so noch viel st rker unter dem Einfluss der Hitlerjugend als zuhause.

Nach acht Monaten war diese Zeit der sogenannten Kinderlandverschickung für mich zu Ende: ich war in den Sommerferien in Stuttgart, als die Nachricht kam, die Klassen der Mörrike-Oberschule würden von Freudenstadt weg in ein Lager verlegt. Da weigerte sich meine Mutter entschieden, mich dorthin ziehen zu lassen und brachte es fertig, dass ich, nun ohne Unterricht, zuhause in Stuttgart blieb. Ich half mit beim Bau eines grossen Luftschutzstollens in unserer Strasse. Kinder und Frauen bildeten Eimerketten, um die Erde hinauszuschaffen, während einige der älteren Männer, die nicht fronttauglich waren, mit dem elektrischen Bohrer die Gänge in die Erde hineintrieben und ausschachteten, die dann durch Rahmenh lzer abgestützt wurden.

Ich machte schliesslich eine Lehrerin ausfindig, die nicht weit von uns einigen Gruppen von Kindern Privatunterricht erteilte: Deutsch, Englisch und Rechnen. Sie hiess Maria Fuchs und, was ich damals nicht wusste, war Waldorflehrerin. Wir gingen sehr gerne in ihren Unterricht. Sie verstand es, unser Interesse zu wecken und die verschiedenen Alterstufen dieser sehr gemischten kleinen Gruppe zu ihrem Recht kommen zu lassen. Wir spürten, dass es ihr Freude machte, uns zu

unterrichten. Ohne es zu wissen, war dies meine erste Berührung mit Waldorfpädagogik.

Die Fliegerangriffe verschärften sich, auch tagsüber war oft Alarm, und bald verbrachten wir so manche Nächte ganz im Luftschutzstollen, ob Alarm war oder nicht. Die Doppelangriffe (zwei Angriffe in der selben Nacht) waren besonders schlimm. Wenn man glaubte, es sei vorbei für diese Nacht, und viele Menschen noch mit Löscharbeiten beschäftigt waren, heulten wieder die Sirenen, und die nächsten Bomben fielen. Ich hatte mich inzwischen daran gewöhnt, zwischen Ruinen aufzuwachsen und mich in den Bombennichten mit einem russischen Stahlhelm auf dem Kopf auf den Boden zu werfen, wenn die Luftminen detonierten und die Wände schwankten. Seltsamerweise hatte ich keine Angst, sondern konnte aus einer inneren Gewissheit heraus zu meinen Eltern sagen: uns wird es nicht treffen!

Im Februar 1945, als schon längst das Ende des Krieges abzusehen war, glaubte ich immer noch an den Endsieg. Einer der schwersten Luftangriffe auf Stuttgart kam Ende Februar. Ohne dass Alarm gegeben wurde, fielen auf einmal die Bomben. Zwei Häuser weiter kamen alle Menschen im öffentlichen Luftschutzkeller ums Leben. Das grosse Mietshaus, in dem wir wohnten, wurde vom Luftdruck der Sprengbomben schwer beschädigt und war längere Zeit unbewohnbar. Meine Eltern und ich waren noch rechtzeitig in unseren Keller gelangt, weil wir das aufgeregte Gebaren unsere Katze, das sie immer vor Angriffen zeigte, als Signal drohender Gefahr beachtet hatten. In jener Nacht gab es viele Tote, weil der Angriff die Menschen ohne vorherige Warnung überrascht hatte.

Mein Bruder hatte sich ein paar Monate vor Kriegsende siebzehnjährig noch freiwillig an die Front gemeldet, erhielt eine Blitzausbildung mit der Panzerfaust und kam aber schon bald danach in Kriegsgefangenschaft. Es dauerte fast ein ganzes Jahr, bis wir hörten, dass er noch lebe. Die Front rückte immer näher, und schliesslich war es so weit: Stuttgart wurde von den Alliierten eingenommen. Ich konnte es nicht fassen. Wir kamen erst nach dem Einmarsch der Truppen aus dem Luftschutzstollen wieder heraus, der am Ende Tag und Nacht unser Quartier geworden war.

Nun begannen die Hausdurchsuchungen nach Waffen und nach versteckten Soldaten. Die Versorgung in der ganzen Stadt war zusammengebrochen. Und nun erst erfuhr ich von den entsetzlichen Verbrechen in den KZs – und weigerte mich, das Ungeheuerliche zu glauben. Es dauerte fast ein halbes Jahr nach Kriegsende, bis ich auch die letzte Hoffnung auf ein Wunder, auf den “Endsieg” aufgeben konnte. Wilde Gerüchte, dass Hitler noch lebe und im Ausland Kräfte mobilisiere, hatten mich so lange noch zu täuschen vermocht. Ein Onkel, der früher in der Reichskanzlei aus und ein gegangen war und Beziehungen zu führenden Nazis hatte, die sich nach Argentinien abgesetzt hatten, brachte im Untergrund gedruckte Naziliteratur

zu uns ins Haus. Durch diese Lektüre wurde meine Illusion, es sei noch nicht das Ende, eine Zeit lang aufrecht erhalten. Ich trug immer noch meine braune Uniformjacke, wenn auch ohne Abzeichen. Denn ich glaubte, ich müsse treu bleiben. Aber schliesslich konnte ich mich den Tatsachen nicht länger verschliessen: es war zu Ende! Im Zuge der Entnazifizierung wurden in den Schulen Filme über die Befreiung der KZs gezeigt, die wir ansehen mussten. Die Bilder verfolgten mich bis in meine Träume hinein. Ich wusste nun, dass diese grauenhaften Verbrechen wirklich geschehen waren. Das ganze System, in dem ich aufgewachsen war, die Führenden, an die ich geglaubt hatte, waren als Verbrecher entlarvt. Die Nürnberger Prozesse konnte ich am Radio mit verfolgen. Ein fassungsloses Entsetzen über die in den KZs geschehenen Verbrechen packte mich und liess mich nicht mehr los. Mir kam es vor, als liege über ganz Deutschland das unvorstellbare Leiden von Millionen Menschen in den KZs wie eine schwere dunkle Wolke, die kein Licht mehr durchliess. Nun erst brach meine bisherige Welt endgültig zusammen. Ich wollte nicht mehr leben. Ich hatte keine Worte, um auszudrücken, was in mir vorging. Heute kann ich es sagen: ich hatte angesichts der Verbrechen in den KZs den Glauben an die Menschen verloren.

Meine Eltern, mein früherer Schulleiter, meine BDM Führerin, niemand wollte mehr etwas davon wissen, was man uns doch als höchste Ideale vor Augen gestellt hatte. Niemand schien zu wissen, wie es weiter gehen sollte. Wichtig war nur noch, wie man überleben könnte. Aber wofür? Ich fragte mich: gibt es etwas, das nicht zerstört werden kann? Die Erwachsenen würden mir nicht helfen können, das spürte ich. Also musste ich die Antwort selber finden. Davon würde alles weitere abhängen. Alles war plötzlich sinnlos geworden. Ich nahm mir fest vor, den Erwachsenen nie wieder etwas zu glauben.

Die verlagerten Schulen kehrten allmählich nach Stuttgart zurück, und die Mörike-Oberschule war nun zu meiner grossen Überraschung plötzlich wieder "Evangelisches Töchterinstitut," eine kirchliche Privatschule; mein früherer Schulleiter entpuppte sich als evangelischer Pfarrer.

Da ich aber keiner Kirche angehörte und daher auch an keinem Religionsunterricht teilnahm, fiel ich auf und wurde aufs Rektorat bestellt. Aus dem Gespräch mit dem Schulleiter ergab sich, dass mir nur die Wahl blieb, entweder am Religionsunterricht teilzunehmen oder aber die Schule zu verlassen. Ich sagte dem Schulleiter, dass ich nicht in den Religionsunterricht gehen könne, denn ich gehöre keiner Religion an. Meine Bitte, statt dessen eine Freistunde zu bekommen, wurde abgelehnt, und so entschied ich mich, die Schule zu wechseln und meldete mich im Königin-Katharina-Stift an, das allerdings im selben Gebäude untergebracht war wie die Mörike-Oberschule. Wir hatten Schichtunterricht, da viele Schulgebäude zerstört worden waren. Ich war froh, dass ich nun an keinem Religionsunterricht

teilnehmen musste. Ohne Überzeugung daran teilzunehmen, schien mir unwahrhaftig.

Inzwischen hatte die Freie Waldorfschule Uhlandshöhe im Herbst 1945 den Unterricht mit den A-Klassen wieder begonnen. Wiederum war ich es, die entschied: ich möchte in die Waldorfschule. Mein Name wurde auf die Warteliste gesetzt. Aber dass ich überhaupt auf den Gedanken kommen konnte, in diese Schule gehen zu wollen, dazu waren zwei bedeutsame Ereignisse notwendig, und beide Male spielten Bücher eine Rolle dabei.

Eines Tages entdeckte ich im Bücherschrank meiner Mutter ein Buch, dessen fremd klingender Titel "Phaidon" meine Neugier erregte, vor allem, als ich beim Blättern den Namen 'Sokrates' entdeckte. Ich hatte von ihm schon gehört und wusste, dass er ein weiser Mann war, ein grosser griechischer Philosoph.

Ich begann zu lesen und war fasziniert: zum ersten Mal konnte ich mit Verständnis ein Buch lesen, das nicht nur eine Geschichte erzählte, sondern Gedanken entwickelte. Ich vermochte den Gedankengängen zu folgen und war ganz erfüllt von diesem Erlebnis; ja, ich setzte mich gleichsam unter die Schüler des Sokrates und liess mich auf seine Fragen ein, die immer weiter führten, und die eigentlich ein Wissen aus einem herauslockten, von dem man gar nicht gewusst hatte, dass es in einem war. Damals war ich etwa 13 Jahre alt.

Dass diese Gespräche des Sokrates mit seinen Schülern im Gefängnis stattfinden, kurz bevor das Todesurteil an ihm vollstreckt wird, und er ihnen bis zuletzt zu der Einsicht verhilft, dass es eine unsterbliche Seele gibt, das beeindruckte mich besonders. Denn ich spürte, dass ein Mensch im Angesicht des Todes sich und anderen nichts vormachen wird. Ich folgte mit wachsender Spannung der ganzen Beweisführung – und war am Ende davon überzeugt, eine überwältigende Entdeckung gemacht zu haben: es gibt eine unsterbliche Seele, es gibt etwas in uns, in mir, was nicht zerstört werden kann, von keiner Macht der Welt! Das war die entscheidende Entdeckung, die wie ein erster Durchbruch war in die Wirklichkeit einer geistigen Welt. Es gab also etwas in mir, das nicht von meinen Eltern stammte und das nicht zerstört werden konnte. Ich spürte, dass ich dieses Geheimnis in mir bewahren und mit niemand darüber sprechen sollte.

Ein zweites Buch fiel mir etwa um die selbe Zeit in die Hände; ich fand es ebenfalls im Bücherschrank meiner Mutter. Es stammte von einer heute vergessenen Schriftstellerin, die nach dem Ersten Weltkrieg in den Kreisen der Jugendbewegung wohl eine gewisse Lesergemeinde hatte: Gertrud Prellwitz. Das Buch hiess "Drude" und handelte von einem jungen Mädchen, der Tochter eines Künstlers, die 1918 in Berlin im Alter von kaum 18 Jahren gestorben war. Diese Drude war auf die "Waldschule" gegangen, eine Schule, in der Jungen und Mädchen gemeinsam erzogen wurden und in der es nicht den üblichen Stundenplan gab, sondern Epochenunterricht. (Das Modell der Odenwaldschule bildete den Hintergrund).

Ich wusste, dass diese Drude gelebt hatte. Und es geschah nun, dass ich in meinem einsamen Suchen nach Sinn, nach einer geistigen Wirklichkeit, Drude wie einer Gefährtin begegnete. Ich redete in Gedanken mit ihr, ich tr umte von ihr, ich lebte mit ihr, sie wurde mir vertraut wie eine Freundin. Wenn es eine solche Schule gab, dann wollte ich dort hin!

Von "Waldschule" war es nur ein kleiner Schritt zur 'Waldorfschule,' als ich hörte, dass es dort auch Epochenunterricht gab, Jungen und Mädchen gemeinsam unterrichtet wurden, und dass Musik, Drama, Malerei und Plastizieren, aber auch Gartenbau zum Lehrplan gehörten.

In meiner Phantasie kam es mir vor, als führe Drude mich, gleichsam von der geistigen Welt her, in diese Schule, weil ich ja sonst niemanden hatte, an dem ich mich orientieren konnte. Als im Herbst 1946 die B-Klassen er ffnet wurden, war ich endlich dabei: in der 8b, mit Herrn Koegel als Klassenlehrer.

Meine Eltern hatten ihren eigenen Grund, mit diesem Schulwechsel einverstanden zu sein: ich würde nicht mehr auf dem Trittbrett überfüllter Strassenbahnen hängend dreiviertel Stunden lang durch die Stadt zur Schule fahren müssen, wie es damals üblich war. Da viele Strassenbahnen im Krieg zerstört worden waren, blieb einem nichts anderes übrig, als auf diese nicht ganz ungefährliche Weise zur Schule zu fahren. Manchmal holte ein Polizist die Trittbrettfahrer herunter, dann stieg man eben auf die nächste Bahn wieder auf und fuhr weiter. Manches Mal streiften auch Autos und Lastwagen bedenklich nahe an einem vorbei. Das war dann spannend, aber da jeder acht gab, passierte selten etwas. Von uns Schülern wurden solche Fahrten wie ein Sport betrieben. Aber nun konnte ich also innerhalb von zehn Minuten meine neue Schule zu Fuss erreichen.

Von jenem September 1946 an ging mir eine neue Welt auf. Ein heilender Impuls begann meine so unheile Welt zu durchdringen. Im Geschichtsunterricht taten sich Horizonte auf: Das alte Indien mit Texten aus den Veden, dann Persien, Zarathustra, und Mesopotamien mit dem Gilgamesch Epos, das mich besonders faszinierte.

Ebenso neu war für mich die Eurythmie. Ich empfand sie als wohltuend. Sie erschloss mir den Zusammenhang zwischen Sprache, Musik und Bewegung. Ich fühlte mich "als ganzer Mensch" in solchen Stunden. Die Eurythmie hatte einen harmonisierenden, heilenden Einfluss auf mich.

Ich tauchte in das farbige Leben der Schule ein und nahm alles auf wie eine lange verweigerte Nahrung. Das war wohl charakteristisch für meine Generation. Wir waren ausgehungert nach geistigen Werten.

Neu war auch das Sprechen im Chor an jedem Morgen zu Beginn des Unterrichts. Das Lernen eines Gedichtes nur durch wiederholtes Hören und Sprechen war mir ganz ungewohnt und fiel zun chst nicht leicht. Später merkte

ich, dass die Texte, die ich auf diese Weise gelernt hatte, mir nach vielen Jahren noch gegenwärtig waren, während ich aus Büchern Auswendiggelerntes wieder vergessen hatte. Das Rezitieren im Chor weckte meine Freude am Wort. Der Klangkörper eines Sprechchores war ein neues starkes Erlebnis. Man konnte sich sicher fühlen darin, war getragen von der ganzen Klasse, konnte sich selbst und seine Schüchternheit vergessen und sich ganz der Dichtung hingeben.

Ich nahm alles in mich auf, was mir in meinem einsamen Suchen weiterhalf, aber zugleich verschloss ich mich, wenn von Rudolf Steiner die Rede war. Ich sah sein Bild in vielen Räumen und betrachtete es mit einer Mischung von Ehrfurcht und Unbehagen: ich hatte grosse Angst, nochmals enttäuscht zu werden. Ich dachte für mich: er mag ein sehr guter und weiser Mensch gewesen sein, aber wer garantiert mir, dass er sich nicht irrte? War ich nicht schon einmal furchtbar getuschelt worden? Ich hatte es noch nicht überwunden und fürchtete, es könne sich wiederholen. Da aber Rudolf Steiner, wie ich später erfuhr, seinen Lehrern geradezu verboten hatte, im Unterricht Anthroposophie zu lehren und unsere Lehrer sich daran hielten, war es leicht, mit diesen gelegentlichen zwiespältigen Gefühlen einer gewissen Reserve zu leben. Sie nahmen keinen grossen Raum ein. Es gab zu vieles andere, auf das ich mich vorbehaltlos einlassen konnte.

Da war zB der Gartenbau-Unterricht. Durch die Arbeit im Schulgarten erlebte ich die Jahreszeiten viel intensiver als je zuvor. Ich lernte, einen Komposthaufen anzulegen und vieles andere, was mir viele Jahre später bei meinem Einsatz in Afrika zugute kam. Unkrautjäten war nicht gerade beliebt, vor allem, wenn es sich um Quecken handelte, die man mit den ganzen langen Wurzeln heraus graben musste, sonst wucherten sie weiter. Ich hatte von Herrn Ebert, unserem Gartenbaulehrer, ein besonders verquecktes Stück Land zum Jäten zugewiesen bekommen und mühte mich, mit diesem zähen Unkraut fertig zu werden. Die anderen, so schien es mir, hatten alle einfachere Arbeiten bekommen. Als ich gerade über meine mühsame Aufgabe innerlich stöhnen wollte, trat auf einmal Herr Ebert neben mich und sagte ruhig: "Das wird gut! Ich habe extra dir dieses Stück anvertraut, weil du gewissenhaft bist und ich mich auf dich verlassen kann. Hier kann nur jemand, der verantwortungsvoll arbeitet, etwas ausrichten." Dann ging er wieder zu den anderen. Aber ich sah diese Arbeit plötzlich in einem anderen Licht und stürzte mich mit erneutem Eifer wieder darauf. Ich hätte stundenlang damit fortfahren können, so sehr beflügelte mich seine Anerkennung.

Eines Tages wurde ein Schuhmachermeister in die Schule eingeladen, der uns einfachere Schuhreparaturen lehrte. An so manchem Nachmittag zeigte er uns, wie man Schuhe besohlt und Absätze anbringt, und ich reparierte stolz die Schuhe meiner Familie. Das war eine grosse Hilfe. Es fehlte an Schustern und anderen Handwerkern. Viele waren gefallen und andere noch in Gefangenschaft.



Das Leben in der Schule durchpulste ein Rhythmus, dem ich mich gerne überliess: die Unterrichtsepochen, Monatsfeiern, Schulfeste, Konzerte, die Schlussspiele der 12. Klassen, der Schulfaschingsball, das Feldvermessen auf der Schwäbischen Alb in Klasse Neun (es machte selbst mir schwachem Mathematiker dieses Fach schmackhaft) und vieles andere mehr.

Dann war da noch etwas: zum ersten Mal lernte ich, etwas zaghaft zuerst, - so wie man fremden Boden betritt, nicht sicher, ob er auch tragen wird: - ich lernte zum ersten Mal in meinem Leben Weihnachten zu feiern! Da waren die Weihnachtsfeiern in der Klassengemeinschaft, und vor allem die Oberuferer Weihnachtsspiele, deren Sprache mir zuerst so fremd war, die ich aber dann doch tiefer zu erfassen vermochte, nicht zuletzt, weil die Ehrfurcht, mit der die Lehrer sie spielten, ansteckend wirkte und ich hinter der seltsamen Sprache und ihrem Gehalt eine geistige Welt ahnte, die mir bisher verschlossen gewesen war. Genau so erging es mir dann im grossen Oberstufen-Chor unter der Leitung von Friedrich Wickenhauser, wenn wir etwa Bruckner-Motetten sangen, oder Palestrina, Haydn und Bach ... Ich lebte in dieser Musik, aus der mir eine Wirklichkeit entgegenklang, der ich mich langsam zu öffnen begann. Anton Bruckners Tedeum, aus dem wir die Schlussfuge mit Chor und Orchester aufführten, aber auch seine Motetten, die wir im Chor sangen, kamen meinem innersten Suchen und Fragen entgegen.

Als Herr Wickenhauser mir dann eines Tages eine Geige lieh und einen Musikstudenten und ehemaligen Waldorfschüler, Gerhard Labudde, als meinen Violinlehrer vermittelte, war für mich ein lang gehegter Wunsch in Erfüllung gegangen. Da mein Vater arbeitslos war, hätten wir es uns nie leisten können, eine Geige zu kaufen. Von da an arbeitete ich wiederholt in den grossen Ferien in der Fabrik und verdiente mir damit das Geld für den Violinunterricht und das ermässigte Schulgeld. Gerhard Labudde besass eine besondere pädagogische Begabung. Er brachte es fertig, mein Selbstvertrauen zu stärken und durch die Musik meine Unsicherheit zu überwinden, sodass ich es schliesslich mir zutraute, in einem Hauskonzert vor anderen Menschen zu spielen.

Zuhause nahmen die Spannungen in der Beziehung meiner Eltern und vor allem auch zwischen ihnen und meinem Bruder ständig zu. Er war Ende 1945 aus der Kriegsgefangenschaft heimgekehrt. Sie standen der Tatsache, dass er dabei war, erwachsen zu werden, ja, dass der Krieg ihn verfrüht gleichsam ins Erwachsensein hineinkatapultiert hatte, hilflos gegenüber. Er vermochte nicht über seine Erfahrungen in Krieg und Gefangenschaft zu sprechen. Eben sowenig sprachen wir darüber, wie wir den Zusammenbruch des Hitler Regimes erlebt hatten. Aber lang angestaute Konflikte in den Beziehungen brachen auf, nun nicht mehr durch den Schein einer verbindenden Ideologie verdeckt, in die man sich bisher hatte flüchten können.

Es gab fast täglich Szenen. Ich litt mit ihm, aber auch mit meinen Eltern, die mit diesen Konflikten nicht umzugehen wussten.

Ich lebte immer mehr in zwei völlig verschiedenen, ja gegensätzlichen Welten, deren unsichtbare Grenze es jeden Tag aufs neue zu überschreiten galt. Ich versuchte, diese beiden Welten so gut wie möglich voneinander zu trennen und meine Welt der Schule vor allen Einflüssen der Welt unserer Familie zu schützen: So gelang es mir zB, meinen Eltern fast nie auszurichten, wann ein Elternabend stattfand. Am liebsten hätte ich noch in der Schule übernachtet! Ich konnte mit niemand über unsere häuslichen Verhältnisse sprechen. Es wäre mir unloyal erschienen. Obwohl ich meine Lehrer und Lehrerinnen liebte und verehrte, wäre es undenkbar für mich gewesen, jemanden unter ihnen ins Vertrauen zu ziehen und mit der Not in unserer Familie zu belasten. Meine Welt der Schule, in der ich lebte, atmete, mich entfalten konnte, wo ich frei war vom Druck der häuslichen Szenen, diese Welt wollte ich nicht durch die Schatten der anderen Welt beeinflussen lassen. Ich war es zudem auch gar nicht gewohnt, mich mitzuteilen. Ich hatte mich daran gewöhnt, allein meinen Weg finden zu müssen. Selbst im Unterricht vermochte ich mich mehrere Jahre lang fast nur schriftlich auszudrücken, abgesehen von kurzen Antworten sachlichen Inhaltes. Ein Gedicht aufzusagen, eine Referat zu halten, das war mir ganz unmöglich. Es war, als ob eine Angst mir die Kehle zuschnürte: "wenn du etwas sagst, wird es aus dir hervorbrechen und du wirst mehr sagen als du willst; du wirst dich verraten; die Schatten der anderen Welt werden dann auch in die Welt der Schule eindringen!"

Also liess ich die Lehrer lieber auf dem Glauben, ich hätte das betreffende Gedicht nicht gelernt, als dass ich es über mich gebracht hätte, es vor der Klasse zu deklamieren. Bis dann etwas geschah, und zwar in der Deutsch-Epoche bei Dr. Herbert Hahn!

Wir hatten das Gedicht "Urworte Orphisch" von Goethe zu lernen. Es muss in der 12. Klasse gewesen sein. Ich hatte mich in das Gedicht hinein gelebt, konnte es auswendig, aber als Dr. Hahn mich eines Morgens überraschend aufrief, stand ich wieder einmal da und brachte keinen Laut hervor. Ich durfte mich wieder setzen, ohne Aufhebens, und eine Klassenkameradin sagte statt meiner das Gedicht auf. Da packte mich plötzlich der Zorn Über mich selbst. Denn ich war keineswegs zufrieden mit der Interpretation des Gedichtes, wie ich es nun von anderen hörte. Ich fühlte in mir, wie es klingen müsste.

Am Abend jenes Tages, als ich allein in unserer Wohnung war, ging ich in mein Zimmer, schaute das Goethe-Bild an, das auf meinem Tisch stand, und liess mich ganz von dem Gedanken durchdringen, wie er wohl dieses Gedicht gemeint hatte. Dann begann ich es laut zu sprechen; ich musste mich erst an meine Stimme gewöhnen, die ich ja selbst so noch nie gehört hatte. Ich spürte auf einmal, was ich

mit meiner Stimme ausdrücken konnte. Fasziniert wiederholte ich die Verse, um den Sinn und die wechselnde Grundstimmung der verschiedenen Teile des Gedichtes ganz rein auszudrücken; und in diesem Bemühen vergass ich mich selbst und war wie befreit. Es war ein Durchbruch geschehen. Ich wusste nun, dass ich mit der Sprache und mit meiner Stimme etwas gestalten konnte! Ich hatte die Gabe, einem Text Leben zu verleihen.

Am nächsten Morgen geschah dann etwas, was noch nie vorgekommen war: Dr. Hahn rief mich noch einmal, und zwar gleich als erste auf, "Urworte - Orphisch" vorzutragen. Ich stand auf und war in dem Augenblick nur von dem Gedanken erfüllt: "Ich will ihnen zeigen, wie Goethe es gemeint hat; es muss ihnen ganz lebendig werden." Ich begann und sprach das Gedicht von Anfang bis zum Ende, selbstvergessen und wie befreit. Als ich geendet hatte, war es ganz still in der Klasse. Ich setzte mich: und plötzlich fiel die ganze Angst mich wieder an, und ich hatte mich am liebsten unsichtbar gemacht. Ich vermochte nicht mehr aufzuschauen. Dr. Hahn aber ging nach einem kurzen anerkennenden, "danke" wie selbstverständlich zum nächsten über. Hätte er auch nur mit irgend einer Geste oder einem Wort an das Ungewöhnliche gerührt, das mir geschehen war, so hätte ich mich wohl wieder verschreckt in mein Schweigen zurückgezogen. So aber konnte ich mich langsam im weiteren Verlauf der Stunde wieder fangen.

Einige Zeit später sollten wir uns über unser Schlusspiel Gedanken machen. Wir entschieden uns für "König ...dipus" von Sophokles. Das Probe-Lesen für die Rollen begann. Ich rechnete damit, im Chor der Bürger von Theben unterzukommen, zumal es nur eine einzige weibliche Rolle gab, die der Jokaste, und wir mehrere gute Schauspielerinnen in der Klasse hatten, deren Talent bekannt war. Als Ernst Weissert mich deshalb bat, einen Monolog der Jokaste zu lesen, dachte ich nichts anderes als: nun habe ich die Gelegenheit, diesen Monolog lebendig werden zu lassen, und ich will sie benützen.

Nachdem dann noch einige andere den selben Monolog gelesen hatten, fragte Herr Weissert die Klasse: wer soll die Rolle der Jokaste spielen? Da hiess es einstimmig: Margarethe! Ich konnte es kaum fassen! Nun erst ging mir auf, was das für Folgen haben würde: Rollenstudium, monatelange Proben, und dann auf der Bühne stehen, vor einem Saal voller Menschen, ich, die ich doch über die eigenen Füße stolperte, wenn jemand mich scharf ansah? Wusste Herr Weissert, was mir in der Epoche bei Dr. Hahn geschehen war? Traute er es mir zu? Dann durfte ich ihn und meine Klasse nicht enttäuschen! Und wieder geschah es: ich lebte mich ganz in die Rolle der Jokaste hinein und vergass mich selbst und meine Ängste. In mir war eine ganz neue Gewissheit: ich werde es schaffen! Und so war es: ich war Jokaste, die ganze Probenzeit und Spielzeit lang, und ich spielte ohne die geringste Bühnenangst, wie befreit. Ich bewegte mich auf der Bühne mit einer Sicherheit, als hätte es nie etwas anderes gegeben. Mein Partner im Drama, Bernhard

Rund, spielte sehr gut die Rolle des ...dipus, und wir spielten uns gleichsam aneinander hoch und steigerten uns gegenseitig.

Nach der letzten Aufführung fragte mich Herr Weissert, was ich nach dem Abitur zu tun gedenke. "Zunächst Geld verdienen, um ein Studium zu finanzieren, und dann vielleicht Germanistik oder Kunst..." Herr Weissert darauf: "Haben Sie noch nie daran gedacht, Schauspielerin zu werden? Sie haben die Begabung dafür." Ich war zunächst sprachlos. Und nach einer Weile sagte ich dann mit der seltsamen Hellsichtigkeit, die man in diesem Alter manchmal hat: "Ich glaube nicht, dass ich das immer tun könnte. Ich bin nun wochenlang Jokaste gewesen. Ich würde mich genauso intensiv in andere Rollen hinein leben. Ich fürchte, ich könnte eines Tages nicht mehr wissen, wer ich nun wirklich bin."

Mein Ich war damals noch nicht stark genug, eine solche Belastung auszuhalten.

Ich habe aber nie vergessen können, wie meine Lehrer mehrere Jahre lang geduldig auf den rechten Augenblick gewartet hatten, bis die Zeit reif war für einen Durchbruch, und dann sofort darauf reagierten und mir die weibliche Hauptrolle in unserem Schlusspiel anvertrauten; auch die Unterstützung durch die ganze Klasse war eine grosse Ermutigung für mich. Diese und ähnliche Erfahrungen haben später, als ich selbst Lehrerin geworden war, mein pädagogisches Tun wesentlich beeinflusst.

Nach der 12. Klasse galt es für mich, von der Waldorfschule schweren Herzens Abschied zu nehmen, um auf dem Königin-Olga-Stift die Abitursklasse zu besuchen. Es gab eine Vereinbarung zwischen den beiden Schulen, dass Schülerinnen, die in Mathematik schwach waren, vom Königin-Olga-Stift übernommen wurden, um sich dort auf das Abitur vorzubereiten. Auch von der Reutlinger Waldorfschule kamen einige Schülerinnen dazu. Die Anforderungen in Mathematik waren auf der Staatsschule nicht so hoch wie in der Waldorfschule, wo nach der 13. Klasse das externe Abitur abgelegt werden musste. Es war ein Kurzschuljahr, als wir überwechselten, und so musste in verkürzter Zeit viel bewältigt werden, was aber ohne grosse Schwierigkeiten gelang. Das Lehrerkollegium und die Schülerinnen nahmen uns sehr gut auf. In manchen Fächern waren wir den anderen voraus, in anderen mussten wir einiges nachholen.

Ich hatte an der Waldorfschule gelernt, aus Interesse am jeweiligen Gegenstand selbständig weiterzufragen und Zusammenhänge nachzuspüren. Dass ich es in Mathematik und Physik nur auf eine Vier brachte, kümmerte mich nicht, denn ich konnte es mit anderen Fächern ausgleichen und wusste, dass ich diese beiden Fächer ohnehin nicht studieren würde. Erst viele Jahre später erwachte mein Interesse an Fragen der modernen Physik. Ich glaube, es ist eine Stärke der Waldorfpädagogik, wie ich sie erlebt habe, dass man selbständig denken lernt und neue Situationen kreativ angehen kann. Auch wird das Bewusstsein und die Bereitschaft geweckt, ein ganzes Leben lang Lernende zu sein.

Im März 1952 bestand ich das Abitur am Königin-Olga-Stift. Parallel zur Abitursvorbereitung hatte sich in mir noch eine tiefer gehende Entwicklung vollzogen, die schliesslich in den Entschluss mündete, mich in die katholische Kirche aufnehmen zu lassen.

Das hatte sich über einige Jahre hin vorbereitet. Die Berührung mit dem Christentum in der Waldorfschule geschah zu einer Zeit, als ich bereits am Suchen war. In diese Jahre fiel eine tiefgehende Christus-Erfahrung. Als ich es am wenigsten erwartete, wurde mir eines Tages, beim Lesen der Evangelien, (die mir bei mehreren vorausgehenden Versuchen unverst ndlich geblieben waren) Jesus Christus so lebendig gegenw rtig, dass mir fast blitzartig die Einsicht kam: er lebt, er spricht diese Worte zu mir pers nlich, er weiss um mich, er ist da! Seine Gegenwart füllte den ganzen Raum meines Zimmers, eine geistige Wirklichkeit war aufgebrochen, die den Sinnen nicht zug nglich war. Sie war auch nicht beeinflusst von Vorstellungen, wie sie Menschen gel ufig sind, die in einer kirchlichen Tradition aufgewachsen sind. Es war eine ganz unmittelbare Begegnung; selbst die Worte des Evangeliums waren nur "the point of contact." Dies wiederholte sich, doch stets neu, über Wochen und Monate hin, jedes mal wenn ich im Neuen Testament las. Ich verbarg dieses Erleben vor den Menschen meiner Umgebung. Ich vertraute einer inneren Führung, die mich schliesslich erkennen liess, dass man nicht allein, isoliert, Christ sein kann.

So begann die nächste Etappe meines Suchens, auf der immer wieder die Gestalt des Franz von Assisi mich begleitete, dessen Leben ich durch die Fresken von Giotto im Kunstunterricht kennen gelernt hatte, und dessen Sonnengesang ich ebenfalls in der Waldorfschule begegnet war.

Die schmerzliche Frage bei diesem Suchen nach einer Kirche war: warum kann ich nicht einfach Christ werden? Warum muss man entweder katholisch oder evangelisch oder orthodox oder reformiert oder was immer sein? Die ganze Last der Geschichte des Christentums, die dunklen Seiten der Kirchengeschichte und die Spaltungen in eine Vielzahl von Kirchen und Glaubensgemeinschaften machte es mir schwer, mich zu entscheiden. Der so oft missbrauchte und aus seinem ursprünglichen Kontext heraus gel ste Satz von der "allein selig machenden Kirche" war für mich ungeheuerlich und stand im Widerspruch zum Geist des Evangeliums. Erst als ich ihn in seiner Zeitbedingtheit erkannte und er damit relativiert war, stellte er kein unüberwindliches Hindernis mehr für mich dar. Aber das Problem blieb. Welche Kirche ich auch wählen würde: ich w re damit immer von anderen getrennt. Dazu kam, dass die katholische Kirche in meiner Familie zutiefst abgelehnt wurde. All das belastete mich sehr. Später waren es gerade diese Erfahrungen, die mich zu meinem Engagement in der ... kumene bewegten und mir viele Türen öffneten.

Trotz aller Bedenken und dem Wissen um die dunklen Seiten der Kirchengeschichte, entschloss ich mich, dieser Kirche anzugehören, in dem vollen Bewusstsein, dass ich, wie überall, dort nicht nur Christus und vielen Menschen in seiner Nachfolge begegnen würde, sondern auch der Last einer bald zweitausendjährigen Geschichte mit allen Höhen und Tiefen.

Ich hatte aber bereits Jahre vor dem Konzil die erneuerte Liturgie der Karwoche erlebt, vor allem die Feier der Osternacht, die auf die frühe Zeit der Kirche zurückgeht und lange vergessen war, und der Eindruck blieb: eine Kirche, die eine solche Liturgie hat und gleichsam wie nach langem Winterschlaf sie wieder zu erwecken vermag, wird auch die Kraft zur Erneuerung finden. Durch die Liturgie und die Sakramente, selbst in ihrer vorkonziliaren Form, rührte mich durch alle geschichtlichen Überlagerungen und alles menschliche Versagen hindurch ein Mysterium an, das den Christen der Frühzeit zu einer lebendigen Erfahrung geworden war.

Ich fühlte mich in meiner Ganzheit von Geist, Seele und Leib angesprochen und ernst genommen, vor allem auch durch die Symbolsprache der Liturgie.

Mein Zugang zur Kirche war von Anfang an in den Spuren des hl. Franz von Assisi. Meine Entscheidung fiel in dem kleinen alten Franziskanerkloster aus dem 13. Jahrhundert, San Francesco in Fiesole bei Florenz, wohin ich auf einer Kunststudienreise von der Waldorfschule aus gekommen war. Die Vision des Franziskus von Kirche als einer Gemeinschaft von Brüdern und Schwestern, wo es keine Obern und Untergebenen geben soll, keine Machtpositionen und keinen Besitz auf Kosten anderer, wo der Gehorsam ein gemeinsames und persönlich verantwortetes Hinhören auf den Willen Gottes ist, ein Umsetzen des Evangeliums in eine gelebte Wirklichkeit: dieses nie erreichte, aber immer wieder neu angestrebte Ideal bestimmte mich.

1952 wurde ich in die Kirche aufgenommen. Eine besondere Fügung war, dass der Priester, der mich auf diesen Schritt vorbereitete, jahrelang an der Stuttgarter Waldorfschule katholischen Religionsunterricht gegeben hatte und diese Schule sehr schätzte. Das erfuhr ich erst später. Ich war ihm nämlich in der Waldorfschule nie begegnet, da ich am Freien Religionsunterricht teilgenommen hatte.

Trotz all meiner Bemühungen um eine friedliche Lösung führte meine Konversion zu einem Bruch mit meinen Eltern. Sie stellten mich vor die Wahl, entweder aus der Kirche wieder auszutreten oder aber das Haus zu verlassen. Ich entschied mich schweren Herzens für das letztere und reiste in die Schweiz, wo ich bis zu meiner Volljährigkeit arbeitete. Da ich keine Arbeitserlaubnis hatte, konnte ich jeweils nur "gegen Kost und Logis" arbeiten, durfte also kein Geld verdienen. Ich arbeitete als Haushaltsgehilfin an verschiedenen Orten. Da meine Eltern mir nach wenigen Wochen die Polizei auf die Spur setzten, die mich nach Deutschland

zurückbringen sollte, war ich gezwungen, immer wieder den Ort und die Stelle zu wechseln.

Schliesslich setzte sich der deutsche Konsul in Zürich für mich ein, nachdem er den wahren Grund meines "Schweizer Exils" erfahren hatte. Er war mir bis ins St Galler Oberland nachgefahren, wo ich zu der Zeit gerade im Haus Margess bei Flums arbeitete, einem Ferienheim für erholungsbedürftige Kinder.

Als er meine Geschichte hörte, sagte er mir, er sei Tag und Nacht telefonisch für mich erreichbar, wenn ich in Schwierigkeiten käme. Er konnte es kaum fassen, dass es im 20. Jahrhundert in Deutschland noch ein solchen Fall von Verfolgung wegen der Zugehörigkeit zu einer Kirche geben konnte.

Nach damaligem Recht wurde ich mit 21 Jahren volljährig. Nun konnte ich nach Deutschland zurück kehren und trat bei den Franziskanerinnen von Siessen ein, einem Schulorden, der aber im Laufe der Zeit auch andere Aufgaben in der Jugendarbeit, Krankenpflege und anderen Bereichen übernommen hatte. Nach dem Noviziat studierte ich Germanistik, Geschichte und Anglistik in Freiburg i. Brg und verbrachte dort auch meine Referendarzeit. Meine pädagogische Staatsarbeit schrieb ich über das Thema: "Waldorfpädagogik und kirchliche Privatschulen. Ein Vergleich."

Während dieser Zeit nahm ich als Schwester wiederholt an den Offenen Pädagogischen Sommer Tagungen in der Waldorfschule Uhlandshöhe teil, mit voller Zustimmung und Ermutigung meiner damaligen Generaloberin, die noch von ihrer Zeit her als Schulleiterin unseres Privaten Mädchengymnasiums St Agnes in Stuttgart die Waldorfschule kannte und schätzte. Sie sagte wiederholt, sie finde es gut, dass ich mit meiner früheren Schule Kontakt behielte. Es gab viel Gutes dort und sie habe den Eindruck, dass ich dieser Schule viel zu verdanken hätte. In den Privatschulkonferenzen sei es mit den Vertretern der Waldorfschule zu guten Begegnungen gekommen. Man habe nach dem Krieg gemeinsam Wege gesucht für einen Neuanfang und mit den staatlichen Stellen verhandelt. Gute Impulse gingen von der Waldorfschule aus.

Jetzt erst lernte ich die Theorie kennen, die hinter der Praxis steht, welche ich als Schülerin erlebt hatte. Ich las die menschenkundlichen und pädagogischen Schriften von Rudolf Steiner und studierte die Lehrpläne. Vieles wurde wieder lebendig, was ich als Schülerin erlebt hatte.

Nun konnte es reflektiert werden.

Ich unterrichtete nach meiner Referendarzeit und bestandenen Pädagogischen Staatsexamen sieben Jahre lang an dem Aufbaugymnasium Kloster Siessen bei Saulgau. Sehr bald führte ich das Schultheater ein, wobei die männlichen Rollen von Schülern des staatlichen Aufbaugymnasiums Saulgau gespielt wurden. Das war damals ein Novum, das aber bald Schule machte. Unsere Schulleiterin liess mir freie Hand. Ich wollte den Schülern und Schülerinnen etwas von dem

ermöglichen, was ich in der Waldorfschule erfahren hatte: dieser grosse gemeinsame Einsatz bei der Aufführung eines Theaterstücks, wobei alle ihre Talente einbringen können. Wir führten "Unsere kleine Stadt" von Thornton Wilder auf. Es wurde ein voller Erfolg.

Hier und bei vielen anderen Gelegenheiten im Unterricht wurde mein pädagogisches Tun, trotz der Grenzen, die ein staatlicher Lehrplan setzt, von der Waldorfpädagogik inspiriert.

1973 meldete ich mich freiwillig nach Südafrika, wo unsere Schwestern an einem Gymnasium mit Internaten für 400 Jungen und Mädchen der Basotho und Tswana unterrichteten und für die vielen Schüler viel zu wenig Lehrer hatten. Die Schule lag in ländlicher Umgebung, mit eigener Wasserversorgung aus Bohrlöchern und eigener Müllbeseitigung. Vieles musste improvisiert werden. Ich unterrichtete dort 19 Jahre lang. Es galt, in eine andere Kultur und Sprache einzutauchen, wobei meine afrikanischen Mitschwestern mir eine grosse Hilfe waren.

Lehrmittel waren anfangs nicht viele vorhanden, als ich begann. Nun hiess es wieder ganz von vorn anfangen, improvisieren, eine Lernende sein, sich in eine andere Mentalität einfühlen, und dies alles in der Atmosphäre der Apartheidspolitik, welche die menschlichen Beziehungen vergiftete und Misstrauen säte. Aber es gab auch viele positive Möglichkeiten: eine ... kumene, in der die einzelnen Kirchen in gemeinsamer Sorge um die afrikanischen Menschen zusammenarbeiteten und die Apartheid zu unterwandern suchten. Es gab die Freiheit, einen kumenischen Religionsunterricht zu geben, Unterrichtsmaterial, das von allen Kirchen gemeinsam in Ostafrika erarbeitet worden war, einfühlsam und kreativ, und von der ostafrikanischen katholischen Bischofskonferenz finanziell und personell unterstützt wurde, das sogenannte Gaba Programm. Es bezieht die Werte der afrikanischen Kulturen mit ein und fördert das gegenseitige Verständnis unter den Kulturen, Rassen und Religionen. Da unsere Schüler verschiedenen Kirchen angehörten, wurde das kumenische Gaba Programm ihnen am meisten gerecht.

Im Unterricht und im Gottesdienst waren Drama und Tanz selbstverständliche Ausdrucksmittel. Getanztes Gebet, die Marimbas (hölzerne Xylophone) als Begleitinstrumente und hin und wieder statt einer Predigt eine Szene des Evangeliums von Schülern in der Kirche dargestellt, gehörte zu unseren Gottesdiensten, nicht nur an Festtagen. Auch im Unterricht konnte ich an der natürlichen Begabung der Afrikaner für Drama und Mimik, für Tanz und Rhythmus anknüpfen, wenn ich, so weit wie möglich innerhalb des staatlichen Lehrplans, für die Schüler einen Ausgleich zu schaffen suchte für die viel zu einseitigen Lehrpläne der südafrikanischen Schulen.

Was hat mir meine Waldorfschulerfahrung geholfen bei all den Herausforderungen in Südafrika? Ich glaube, sie hat es mir erleichtert, eine neue



Situation kreativ anzugehen. Ich hatte einen Standortwechsel vollzogen und lernte es, Europa zum ersten Mal aus der Perspektive Afrikas zu sehen. Da sieht es wesentlich anders aus.

Ich gewöhnte mich schnell daran, unter einfachen Bedingungen zu arbeiten, mit wenigen Mitteln etwas zu erreichen und war froh, im Notfall auch kleinere Reparaturen selbst machen zu können. Es blieb mir auch ein Bedürfnis, mich auf irgend eine Weise künstlerisch zu betätigen. Und als sich mir eine Gelegenheit dazu bot, wagte ich mich an die Bildhauerei und machte zwei Skulpturen aus Stein. Das intensive Licht Afrikas fordert einen geradezu heraus, eine Plastik zu schaffen. Die Geduld, die man bei der Arbeit am Stein entwickeln muss, kam hoffentlich meinen Schülern wieder zugute.

Ich war mir bewusst, dass ich manche traumatisierten Kinder vor mir sitzen hatte, die in ihren Siedlungen und in den Unruhen schlimme Erfahrungen gemacht hatten. Einige waren Zeugen von Halskrausenmorden gewesen. Ich versuchte, so gut es ging, Heilendes und Aufbauendes im Unterricht lebendig werden zu lassen. Wenn ich aus dem Verhalten einer Schülerin nicht klug werden konnte, so half es oft, diesen jungen Menschen zu meditieren und ihm dann ganz neu wieder zu begegnen.

Vieles musste allerdings Stückwerk bleiben, denn die Arbeitslast von bis zu 39 Unterrichtseinheiten (von je 35 Minuten) pro Woche und dazu die zusätzliche Mitarbeit im Internat forderten viel Kraft, sodass man immer wieder an seine Grenzen gelangte.

In Südafrika begann ich auch die wichtigsten Schriften von Rudolf Steiner zu lesen.. Erst jetzt war die Zeit reif dafür, mich damit zu beschäftigen. Ich hatte anthroposophische Freunde, bei denen ich Bücher ausleihen konnte und im Gespräch manche Fragen geklärt werden konnten.

Afrika brachte mir die Begegnung mit Menschen anderer Kulturen und anderer Religionen. Mein eigenes Suchen hatte mich darauf vorbereitet, nicht mit vorgefassten Begriffen und Denkschablonen anderen Menschen zu begegnen, sondern ihnen das Recht auf ihren eigenen Weg zuzugestehen, im Wissen darum, "dass Gott immer schon vorher da war," und jeder Mensch, ob bewusst oder unbewusst das in sich trägt, was in der Sprache der Bibel "geschaffen nach Seinem Bild und Gleichnis" heisst und in anderen Religionen anders genannt wird, aber das selbe Geheimnis umkreist, das jede menschliche Sprache und Vorstellung nur annähernd und unzulänglich ausdrücken kann.

Mein Engagement in verschiedenen anderen Kirchen, in denen ich Meditationskurse und Einkehrtage gab, die Begegnung mit Sufis, mit dem Buddhismus und dem Islam und die Meditationskurse in einem Ashram in Südafrika. trugen auch dazu bei, dass mein Verständnis dessen, was ... kumene meint, sich

über die verschiedenen christlichen Bekenntnisse hinaus auf die anderen Religionen ausdehnte. Dabei fiel mir oft ein, was Dr. Herbert Hahn zu uns einmal gesagt hatte, als er mit uns im Freien Religionsunterricht die Bekenntnisse des Hl. Augustinus las: "Wir müssen Ehrfurcht haben vor dem religiösen Schicksal jedes Menschen."

Wenn Rudolf Steiner davon sprach, die Lehrer sollen den Unterrichtsstoff vorher meditieren, damit sie lebendige, entwicklungsfähige Begriffe an die Schüler herantragen, denn nur solche könnten weiterwirken, dann habe ich dies sicher an mir erfahren. Ich konnte auf dem weiterbauen, was in meiner Waldorfschulzeit grundgelegt worden war. Vor allem aber habe ich die Schulzeit als einen heilenden Einfluss erfahren, der wie Grundwasser selbst in Zeiten der Dürre Leben ermöglicht.

Dass meine Erfahrungen mit der Waldorfschule durchweg positiv waren, hat nichts mit Glorifizierung der Vergangenheit zu tun, sondern entsprach meinem damaligen Erleben und meiner persönlichen Situation.

Im Rückblick hätte ich mir gewünscht, dass für uns Heranwachsende damals eine Hilfe zum Verstehen und Integrieren der Sexualität angeboten worden wäre, nicht als ein eigenes Fach Sexualkunde, sondern in den Gesamtunterricht integriert. So viel ich weiss, geschieht das inzwischen, wie überhaupt auf die Probleme der heutigen Zeit eingegangen wird.

Konfliktfähigkeit und Methoden aktiver Gewaltlosigkeit und friedlicher Konfliktlösung einzuüben, müsste heute auch dazugehören. Ich musste es in der konfliktgeladenen Atmosphäre Südafrikas mitten in den Unruhen lernen.

Nach 21 Jahren meines Wirkens in Südafrika erhielt ich 1994 einen Ruf nach Bonn an die Missionszentrale der Franziskaner, um dort das Generalsekretariat eines internationalen Kursprogrammes zu übernehmen, mit welchem ich schon in Südafrika gearbeitet hatte.

Es ist ein Kurs über franziskanische Spiritualität, der weltweit zu einem Instrument der Erneuerung franziskanischer Brüder- und Schwesterngemeinschaften geworden ist. Die Autoren stammen aus verschiedenen Kulturen und franziskanischen Gemeinschaften. Es geht darum, was für Impulse vom Lebenszeugnis des Franziskus und der Klara von Assisi heute für unser Sein und Wirken fruchtbar werden können, also keine Nachahmung des Vergangenen, sondern ein Neuaufbruch im selben Geiste.

Der Kurs ist kumenisch und bezieht die franziskanischen Orden und Gemeinschaften in den anderen Kirchen mit ein.

Die Arbeit mit diesem Kursprogramm und seiner Neubearbeitung, die in 18 Sprachen übersetzt wird, brachte für mich viele neue Anforderungen mit sich, zB auch Mitwirken bei Einführungskursen in Afrika und Asien. So kam ich unter anderem auch einige Male nach Kenia, nach Malawi, Kamerun, in die Philippinen und nach China (Hong Kong, Macau und im Süden aufs Festland). Mein Dienst an

der internationalen franziskanischen Familie erstreckte sich von Kanada bis Papua Neuguinea, über fünf Kontinente.

Ich wurde für diese Aufgabe von meiner Gemeinschaft freigestellt und wohnte acht Jahre lang in der Missionszentrale in Bad Godesberg, in einer kleinen internationalen franziskanischen Gemeinschaft von zwei Schwestern und sechs Brüdern (Deutsche, Inder und Brasilianer). Dazu kamen noch 15 angestellte Mitarbeiter und Mitarbeiterinnen in den Projektteilungen für Afrika, Asien und Lateinamerika, in der Bildungsabteilung und im Menschenrechtsbüro.

Der Einsatz für Gerechtigkeit, Frieden und Bewahrung der Schöpfung, für die Menschenrechte, für die Armen und Ausgeschlossenen, und die prophetische Kritik an den Systemen wie zB Kapitalismus und Marxismus, sowie ein kritisches Hinterfragen von Machtstrukturen in Kirche und Gesellschaft, und dies in ständiger Orientierung am Geist des Evangeliums: all das und anderes mehr ist durch dieses Kursprogramm für mich und für viele Brüder und Schwestern eine Herausforderung geworden. Wie muss sich unser Leben, wie müssen sich die gewordenen Strukturen und Institutionen verändern, um die Menschen von heute in ihrem Suchen zu begleiten und die Welt menschenfreundlicher zu gestalten? Dazu gibt diese Kursprogramm Anregungen.

Seit August 2002 ist mein Einsatz für diese Aufgabe beendet. Ich habe meine Arbeit an eine Nachfolgerin übergeben und bin in das Mutterhaus der Franziskanerinnen zurückgekehrt. Mein früheres Büro ist mit neuer Besetzung nach Würzburg umgesiedelt, wo die Arbeit in erweitertem Umfang fortgesetzt wird. Ich habe nun Zeit bekommen, ein längst geplantes Buch zu schreiben.

Mein Verständnis von Kirche, von Religion, von Gott, vom Mensch-Sein und von der Welt in der wir leben, hat sich im Laufe der Jahre und durch all diese vielfältigen Begegnungen und Denkanstöße entscheidend gewandelt. Ich bin immer noch auf dem Weg, immer noch Lernende. Dabei habe ich mit vielen meiner ehemaligen Mitschülerinnen und Mitschüler noch oder wieder aufs neue Kontakt. Ich danke allen, die dazu beigetragen haben, dass mitten in der Gefahr auch das Rettende wachsen und sich gegen alle Widerstände durchsetzen konnte.

### **Epilog**

Sie sollen einmal  
von mir sagen können:  
sie liebte Brücken  
und Sonnenaufgänge  
und weigerte sich  
Feinde zu haben.

– Margarethe Mehren